

SUSANNE OBERHOLZER/REBEKKA STUDLER

BILDUNG UND BERUF ALS AUSSCHLAGGEBENDE FAKTOREN FÜR SPRACHEINSTELLUNGEN? VERGLEICH ZWEIER AKTUELLER PROJEKTE ZU DEN SCHWEIZER VARIETÄTEN

Abstract: Im vorliegenden Beitrag werden erstmals Daten zweier aktueller Projekte zu Einstellungen von Deutschschweizer/-innen zu Hochdeutsch und Dialekt verglichen. Dabei wird beleuchtet, welche Unterschiede und Gemeinsamkeiten sich in den Daten der Samples – einem bezüglich Bildung und Beruf heterogenen und einem bezüglich dieser Faktoren homogenen – feststellen lassen. Es zeigt sich eine vielschichtige Konzeptualisierung des Hochdeutschen in beiden Studien, die mit der Annahme unterschiedlicher mentaler Hochdeutsch-Modelle (Norm, Plurizentrität, Schriftlichkeit, Mündlichkeit mit zwei Untermodellen) erklärt werden kann.

Abstract: This article draws from a comparison between two projects on the attitudes of Swiss-Germans towards High German and dialect. We identify the differences and similarities in the data samples of the studies, one of which being heterogeneous with respect to education and profession, the other one being homogeneous. The results of both studies suggest a multi-layered conceptualization of High German, which we explain on the basis of different mental models for High German; i. e. norm, pluricentricity, literacy, and orality.

Keywords: Spracheinstellungen, Hochdeutsch, Schweizerdeutsch, Deutschschweizer Sprachsituation, Hochdeutsch-Modelle

1. Einleitung

Die Deutschschweizer Sprachsituation ist geprägt durch die alltägliche Präsenz von Schweizerdeutsch (*Dialekt, Mundart*) und Standarddeutsch (*Hochdeutsch*)¹ – und das Fehlen einer oder mehrerer Zwischenvarietäten in Form eines Dialekt-Standard-Kontinuums. Eine ungefähre Annäherung an die Verteilung der beiden Varietäten findet sich bei Sieber (2010, S. 374; Hervorhebung im Original): „In der Deutschschweiz schreibt man – prinzipiell – Standardsprache, und man spricht – ebenso prinzipiell – die Mundarten.“² Er stellt aber auch fest, dass es „Einbrüche [...] auf beiden Seiten“ (Sieber 2010, S. 374) gibt,

¹ Im Folgenden werden die Termini *Schweizerdeutsch, Dialekt* und *Mundart* synonym verwendet. Dasselbe gilt für die Begriffe *Standarddeutsch* und *Hochdeutsch*.

² Um diese Verteilung einzufangen, wurde das von Ferguson (1959) eingeführte Konzept *Diglossie* von Kolde (1981) in *mediale Diglossie* umgedeutet. Für die Diskussion der Terminologie die Deutschschweizer Sprachsituation betreffend (*Diglossie* vs. *Bilingualismus*) sei auf Oberholzer (2018, S. 46–64, 421–423) sowie Studler (2017a) verwiesen.

also geschriebenen Dialekt und gesprochenes Standarddeutsch.³ Ein zentraler Unterschied zu den benachbarten deutschsprachigen Ländern Österreich und Deutschland liegt in der Verwendung des Dialekts als alltägliche mündliche Umgangssprache unabhängig von Herkunft (sozial/regional), Bildungsgrad, Gesprächsthema und Art der Gesprächssituation (offiziell vs. privat) (vgl. Ammon/Bickel/Lenz (Hg.) 2016, S. XLV f.).

Zusätzlich ist das theoretische Konzept der *Plurizentrität* massgeblich für die Beschreibung der Sprachsituation: Das in der Schweiz verwendete Standarddeutsch ist – wie auch jenes der anderen deutschsprachigen Länder – durch „eigene standardsprachliche Besonderheiten“ (ebd., S. XXXIX) auf allen linguistischen Ebenen geprägt. Diese gelten gemäss der plurizentrischen Sichtweise „nicht als Abweichungen von einer übergreifenden deutschen Standardsprache“, sondern werden als „gleichberechtigt[e]“ Varianten angesehen (ebd., S. XLI). Inwiefern dieses linguistische Konzept, das seit den 2000er Jahren vermehrt auch in der Deutschschweiz v. a. im schulischen Kontext propagiert wurde, in den Köpfen der Deutschschweizer Sprachgemeinschaft verankert ist, ist allerdings umstritten (vgl. Scharloth 2005, S. 261–264; Schmidlin 2011, S. 296).

Diese Sprachsituation mit dem Nebeneinander der beiden Varietäten auf der einen Seite und einem plurizentrischen Blick auf die Standardvarietät auf der anderen Seite hat spezifische Bewertungen und Einstellungen bei den Sprecher/-innen zur Folge. Solche Spracheinstellungen zu Hochdeutsch und Schweizerdeutsch in der Deutschschweiz wurden insbesondere in den 1980er und 1990er Jahren rege untersucht. Als Hauptergebnis dieser Studien kann gelten, dass dem Schweizerdeutschen nahezu nur positive Gefühle entgegengebracht werden – Schweizerdeutsch ist die Umgangssprache für alle sozialen Schichten –; das Hochdeutsche hingegen wird als Schulsprache, Fremdsprache und Sprache der Deutschen wahrgenommen und hat dementsprechend keinen einfachen Stand (vgl. Sieber/Sitta 1986, S. 29–34, 140; Häcki Buhofer/Studer 1993, S. 197; Schläpfer/Gutzwiller/Schmid 1991, S. 128–130, 154–156).

Zwei aktuelle Projekte zu Spracheinstellungen gegenüber Standarddeutsch und Schweizerdeutsch in der Deutschschweiz (Oberholzer 2018; Studler i. Vorb.)⁴ zeigen auf, dass die Bewertungen und Einstellungen zum Hoch-

³ Vgl. z. B. Oberholzer (2018, S. 23–27) für einen Überblick.

⁴ Das Projekt „Zwischen Standarddeutsch und Dialekt. Untersuchung zu Sprachgebrauch und Spracheinstellungen von Pfarrpersonen in der Deutschschweiz“ wurde durch den Forschungskredit Candoc der Universität Zürich und ein Mobilitätsstipendium des Schweizerischen Nationalfonds (SNF Projekt-Nr. PBZHP1_147301) gefördert. Das Projekt „Zur Genese von Einstellungen zu Standarddeutsch und Schweizerdeutsch in der Deutschschweiz“ wurde durch ein Mobilitätsstipendium des Schweizerischen Nationalfonds (SNF Projekt-Nr. PA00P1_139602) unterstützt.

deutschen nicht so eindimensional sind, wie bis anhin vermutet, sondern dass sie vielmehr sehr unterschiedlich und vielschichtig ausfallen. Diese vielschichtigen Einstellungen kommen dabei nicht nur interindividuell, sondern auch intraindividuell zum Tragen. Treten kontroverse Einstellungen intraindividuell auf, können sie zu Widersprüchlichkeiten führen. Interessanterweise scheinen die Befragten allerdings unbefangen mit diesen Widersprüchlichkeiten umzugehen. Im vorliegenden Beitrag sollen deshalb in der Hauptsache zwei Fragen diskutiert werden: 1. Welche Faktoren sind für die Einstellungen ausschlaggebend? und 2. Wie können die (vermeintlichen) Widersprüchlichkeiten erklärt werden? Zur Beantwortung dieser Fragen stützen wir uns auf den Ansatz der *mental models* nach Christen et al. (2010), welcher in Abschnitt 4 kurz vorgestellt wird.

In diesem Beitrag werden die beiden Projekte einander erstmals gegenübergestellt. Dieser Vergleich bietet sich aufgrund des gleichen Untersuchungsgegenstandes sowie der ähnlichen Methoden und Fragestellungen der Projekte an. Da sich die Stichproben der Projekte in den beiden Faktoren *Beruf* und *Bildung* wesentlich unterscheiden, soll zudem der Frage nachgegangen werden, inwiefern sich die Resultate aus dem Projekt Oberholzer (mit einem diesbezüglich homogenen Sample) in die Resultate aus dem Projekt Studler (mit einem heterogenen Sample) einfügen.

Der Beitrag ist wie folgt gegliedert: In Abschnitt 2 werden die beiden Projekte inklusive der angewandten Methoden kurz vorgestellt sowie Gemeinsamkeiten und Unterschiede im Methodendesign herausgestellt. In Abschnitt 3 werden die Faktoren beleuchtet, die für die Ausbildung der Einstellungen verantwortlich sind, und verschiedene Einstellungstypen skizziert. Abschnitt 4 diskutiert die vielschichtige Konzeptualisierung des Hochdeutschen und vergleicht die Resultate der beiden Projekte. Der Beitrag schliesst mit einem kurzen Fazit.

2. Vorstellung der beiden Projekte

2.1 Projekt „Spracheinstellungen von Pfarrpersonen“ (Oberholzer)

Das Projekt „Zwischen Standarddeutsch und Dialekt. Untersuchung zu Sprachgebrauch und Spracheinstellungen von Pfarrpersonen in der Deutschschweiz“ (Oberholzer 2018) fokussiert objektive und subjektive Sprachdaten. Auf der einen Seite wird der tatsächliche Gebrauch von Dialekt und Standarddeutsch durch Pfarrer/-innen der reformierten und der (römisch-)katholischen Kirchen in der Deutschschweiz untersucht (mittels authentischer Tonaufnahmen von Gottesdiensten). Auf der anderen Seite bilden der intendierte Sprachgebrauch und die Spracheinstellungen dieser spezifischen Berufsgruppen

pe zu den beiden Varietäten den Schwerpunkt der Untersuchung. Die subjektiven Daten wurden in den Jahren 2012 und 2013 mittels leitfadengesteuerter Tiefeninterviews⁵ sowie einer breit angelegten Onlinefragebogenhebung⁶ erhoben. Dabei stand bei den Interviews die Frage im Zentrum, ob die Annahme verschiedener Hochdeutschkonzepte⁷ (und auch Dialektkonzepte) mögliche Widersprüchlichkeiten in Einstellungsäußerungen erklärbar macht bzw. ob sich bei dieser Sprechergruppe differenzierte Spracheinstellungen zu Dialekt und Hochdeutsch finden lassen.

2.2 Projekt „Genese von Spracheinstellungen“ (Studler)

Das Projekt „Zur Genese von Spracheinstellungen zu Standarddeutsch und Schweizerdeutsch in der Deutschschweiz“ (Studler i. Vorb.) untersucht aktuelle Spracheinstellungen von Deutschschweizer/-innen zu den Varietäten Hochdeutsch und Schweizerdeutsch. Hierfür wurden in den Jahren 2013/14 Daten mittels Online-Fragebogen mit offenen und geschlossenen Fragen und Tiefeninterviews erhoben,⁸ die darüber Auskunft geben, wie Hochdeutsch und Schweizerdeutsch bewertet, aber auch wie die beiden Varietäten kognitiv konzeptualisiert werden (vgl. für verschiedene Analysen der kognitiven Modellierung von Einstellungen Studler 2017b (kognitive Metaphern), 2017c (kognitive kulturelle Modelle) und insbesondere 2019 (mentale Modelle nach Christen et al. 2010)). Im Zentrum steht dabei die Genese von Einstellungen, die sowohl als Genese in der Sprachsozialisierung als auch als Genese in der Interaktion verstanden wird (vgl. Studler 2014). Entsprechend sollen einerseits Faktoren in der (Sprach-)Sozialisierung eruiert werden, die für die Entstehung von Spracheinstellungen verantwortlich zeichnen. Andererseits wird untersucht, ob und wie Faktoren im alltäglichen Sprachgebrauch die Spracheinstellungen beeinflussen und formen. Darüber hinaus wird die pragmatisch-interaktionale Komponente von Spracheinstellungen berücksichtigt, indem die Äusserungskontexte semantisch-pragmatisch analysiert werden und

⁵ Diese fanden mit allen Pfarrpersonen, deren Gottesdienste aufgezeichnet und analysiert worden waren, statt. Es handelt sich dabei um 24 Pfarrer/-innen der reformierten Kirche und um sechs Priester der römisch-katholischen Kirche.

⁶ Diese wurde in den Kantonen Basel-Landschaft, Bern, St. Gallen, Thurgau und Zürich bei allen reformierten Pfarrpersonen in einem Gemeindepfarramt durchgeführt; teilgenommen haben 681 Personen, davon 454 autochthone Deutschschweizer/-innen. Dies entspricht einer Rücklaufquote von 60,2 %.

⁷ In Oberholzer (2018) wurde diese Terminologie anstelle des von Christen et al. (2010) vorgeschlagenen Terminus „Hochdeutsch-Modell“ verwendet.

⁸ An der Fragebogenbefragung haben 750 Personen aus der gesamten Deutschschweiz (und einige Auslandschweizer/-innen) teilgenommen, die Interviews wurden mit einer kleinen Stichprobe (nach den soziolinguistischen Variablen *Alter*, *Geschlecht* und *Bildung*) durchgeführt. In diesem Beitrag werden Resultate aus den Fragebogen diskutiert.

untersucht wird, wie Spracheinstellungsäußerungen für *Impression Management* und *Positioning* eingesetzt werden (vgl. Studler 2014, 2017b und dort zitierte Literatur).

2.3 Projektdesign im Vergleich

Die beiden Projekte haben folglich den Untersuchungsgegenstand (Einstellungen zu Dialekt und Hochdeutsch von Deutschschweizer/-innen), den Erhebungszeitraum (2012–2014) sowie die Erhebungsmethoden (bezüglich Einstellungsuntersuchung) gemeinsam. Damit, dass subjektive Sprachdaten, d. h. Wahrnehmungs-, Meinungs- und Einstellungsdaten erhoben werden, lassen sich die beiden Projekte in der Laienlinguistik (vgl. Niedzielski/Preston 2000) verorten. Da dabei bewusste Reaktionen und Kommentare elizitiert werden, handelt es sich um den neueren direkten Zugang der Spracheinstellungsforschung.

Die Projekte unterscheiden sich hingegen in den soziolinguistischen Variablen *Beruf* und *Bildung*. Während Oberholzer ein *homogenes* Sample – Pfarrpersonen in einem Gemeindepfarramt mit tertiärer Bildung – untersucht und somit besonders sprachaffine und sprachbewusste Berufssprecher/-innen fokussiert, ist das Sample von Studler bezüglich beider Variablen *heterogen*: Die Stichprobe deckt ein breites Bevölkerungsspektrum ab, das sich bezüglich Beruf aus allen Berufskategorien zusammensetzt und sich in Bezug auf Bildung nahezu gleichmässig auf primäre/sekundäre Bildung (47 %), insbesondere Berufsschule, und tertiäre Bildung (53 %) verteilt. Zudem geben 70 % der Befragten an, dass sie sich in Beruf und Ausbildung *nicht* mit Sprache beschäftigen.

3. Bedingungsfaktoren für Spracheinstellungen

Die unterschiedlichen Stichproben der beiden Projekte legen es nahe zu prüfen, ob die Resultate aus dem Projekt Oberholzer auf die hohe (v. a. auch sprachliche) Bildung und den Beruf bzw. die Sprachaffinität der befragten Berufsgruppe zurückzuführen sind oder ob sie sich in die Resultate aus dem Projekt Studler, das ein breites Bevölkerungsspektrum abdeckt, einfügen. Es zeigt sich, dass nicht nur die heterogene Stichprobe von Studler, sondern auch die homogene Stichprobe von Oberholzer die ganze Bandbreite von (positiven und negativen) Einstellungen aufweist.

Die Resultate beider Projekte zeigen ein breites Spektrum an Einstellungen respektive – da die vielschichtigen Einstellungen auch intraindividuell auftreten – an Einstellungstypen, d. h. sehr positiv und sehr negativ eingestellte Personen sowie eine breite Palette an Personen mit gemischten Einstellungen

zwischen den Extrempolen, wobei die Gewährspersonen mit gemischten Einstellungen keine Ausnahme, sondern die Mehrheit bilden. Diese Ambivalenzen finden sich teils verdeckt in den Daten, teils treten sie (unbewusst) in ein und derselben Aussage auf, oder sie werden gar metasprachlich verbalisiert und taxiert.

Dass bei der Wahrnehmung und Bewertung von Hochdeutsch Ambivalenzen auftreten, erscheint wenig verwunderlich, wenn man bedenkt, dass die Ausbildung von Einstellungen durch verschiedene Faktoren bedingt ist: Neben der eingangs beschriebenen Deutschschweizer Sprachsituation mit Diglossie und Plurizentrität zählen die Sprachsozialisierung, die Erwerbsumstände, der Sprachgebrauch sowie die alltägliche Sprachroutine zu den wesentlichen Bedingungsfaktoren für Einstellungen zum Hochdeutschen (und Schweizerdeutschen) – dementsprechend fallen die Beschreibungen von Hochdeutsch sehr vielfältig und differenziert aus:

- (1) *Hochdeutsch ist unsere **Schriftsprache**, die Sprache unserer **Literatur**, die Sprache vieler **Kommunikationsmittel (Radio, TV)**, die Sprache des etwas **förmlicheren Ausdrucks** (im **Parlament**, an der **Uni** etc.).* (w, 64, Informationsspezialistin; FB Projekt Studler)
- (2) ***Literatursprache, Zeitungssprache, Arbeitssprache, Poesiesprache, Bibelsprache, die Alltagssprache in Deutschland*** (m, 61, Pfarrer; FB Projekt Oberholzer)

Daher ist der Miteinbezug von Sprachbiografien bei der Erhebung und Interpretation von Spracheinstellungen von essenzieller Bedeutung:

Der Zusammenhang von (sprach)biographischen Erlebnissen und Einstellungs- und Sprachverhaltensmustern ist auch im Bewusstsein der Sprecher verankert und legt das Einbeziehen sprachlicher Lebensläufe in die Interpretation der Sprach- wie Einstellungsdaten nahe. (Lenz 2003, S. 266)

Dieser Forderung wurde in beiden Projekten bei der Datenerhebung Rechnung getragen.

Im Folgenden wird der Frage nachgegangen, welche (sprachbiografischen und sprachgebrauchsabhängigen) Faktoren für die gemischten Einstellungen verantwortlich zeichnen, indem eine Analyse nach möglichen mentalen Modellen des Hochdeutschen vorgenommen und diesbezügliche Gemeinsamkeiten sowie Unterschiede die beiden Projekte betreffend aufgezeigt werden.

4. **Analyse nach mentalen Hochdeutsch-Modellen**

Bei der Analyse der gemischten Einstellungen wird von der Prämisse ausgegangen, dass Spracheinstellungen dazu dienen „die soziale Wirklichkeit [zu strukturieren], deren Komplexität [zu reduzieren] und diese für das Individuum

duum erwartbar [zu machen]“ (Tophinke/Ziegler 2006, S. 206), und daraus folgend, dass gemischte Einstellungen nicht *per se* eine Ausnahme darstellen, sondern Einstellungen generell vielschichtig und mehrdimensional sind oder sein können, da das Objekt der Einstellungen – in unserem Falle Hochdeutsch – mehrdimensional ist (vgl. z. B. Preston 2004; Christen et al. 2010): Hochdeutsch wird mit unterschiedlichen Gesprächspersonen in unterschiedlichen Situationen zu unterschiedlichem Zwecke verwendet. Deshalb ist es naheliegend, dass die Konzeptualisierung oder Modellierung des Hochdeutschen, die den Einstellungen zugrunde liegt, vielschichtig ist. Je nachdem, welcher Aspekt von Hochdeutsch in der Reflexion oder Interaktion fokussiert wird, kommen unterschiedliche Konzepte/Modelle des Hochdeutschen zutage.⁹

Christen et al. (2010, S. 15) nennen vier mögliche „Hochdeutsch-Modelle“, die allerdings nicht abschliessend zu verstehen sind, sondern durch weitere Modelle ergänzt werden können (vgl. Sieber 2013, S. 123). In beiden Studien wurde im Grundsatz mit der Annahme solch unterschiedlicher Hochdeutsch-Modelle (bzw. -Konzepte) gearbeitet, im Detail wurde der Vorschlag von Christen et al. (2010, S. 15 f.) aber auf verschiedene Art und Weise angewendet und um weitere Modelle erweitert¹⁰ (hier formuliert in Anlehnung an Sieber 2013, S. 122; erweitert S. O./R. S.):

- Plurizentrität Hochdeutsch als plurizentrische Sprache
(= Modell A in Christen et al. 2010)
- Norm Hochdeutsch als kodifizierte Grösse, (Standard-)Norm
(= Modell B in Christen et al. 2010)
- Schriftlichkeit Hochdeutsch als Lese- und Schreibsprache
(= Modell C in Christen et al. 2010)
- Mündlichkeit Hochdeutsch als lebendige Alltagssprache
(= Modell D in Christen et al. 2010)
 - Gottesdienst Hochdeutsch als Gottesdienst- und Predigtsprache
(= erweitertes Modell D, S. O.)
 - Diglossie Hochdeutsch für definierte, limitierte Kontexte
(= erweitertes Modell D, R. S.)

Während in Christen et al. (2010) bei der Beschreibung der Modelle einzig der rezeptive Umgang mit Hochdeutsch Erwähnung findet (Hochdeutsch als „Sprachform, in der man seine Zeitung liest“ und als „Sprachform, der man

⁹ Vgl. zu den Präliminarien der kognitiven Modellierung ambivalenter Einstellungen auch Studler (2019, S. 412 f.).

¹⁰ Vgl. Oberholzer (2018, S. 348) und Studler (2019, S. 414, 419 f.).

in den Medien Radio und Fernsehen begegnet“),¹¹ wird nachfolgend gezeigt, dass der produktive Umgang, wie er auch bei Sieber (2013) angedacht wird („Hochdeutsch als Lese- und Schreibsprache“ und „Hochdeutsch als lebendige Alltagssprache“), bei der Modellierung des Hochdeutschen, wie sie von den Befragten der beiden Spracheinstellungsstudien vorgenommen wird, von nicht zu vernachlässigender Wichtigkeit ist.

Im Folgenden werden die Resultate der Projekte verglichen und unterschiedliche Konzeptualisierungen und Gewichtungen derselben anhand der vorgeschlagenen mentalen Modelle aufgezeigt.

4.1 Norm

Das Modell „Norm“, das auf Hochdeutsch als eine (in der Schule gelernte) kodifizierte Grösse referiert, kommt in den Projekten unterschiedlich zum Tragen. Während die Befragten in Studler (i. Vorb.) ein grosses Normbewusstsein an den Tag legen, treten in Oberholzer (2018) Normkonzeptualisierungen zwar auf, scheinen für die Pfarrpersonen aber offensichtlich eine weniger grosse Rolle zu spielen. Diese Differenz liegt allerdings möglicherweise nicht zuletzt darin begründet, dass das Modell „Norm“ bei Oberholzer, anders als bei Studler, nicht explizit abgefragt wurde. Bei Oberholzer sind Aussagen zur Bedeutung dieses Modells vor allem aufgrund der Fragebogenantworten auf die (auf Stereotype abzielende) Frage „Hochdeutsch ist für mich im Vergleich zum Dialekt ...“ möglich.

In der Befragung von Studler gibt eine grosse Mehrheit an, dass sie sich „Mühe geben, gutes Hochdeutsch zu sprechen“ (83 %), und dass ihnen auffällt, „wenn jemand schlecht Hochdeutsch spricht“ (97 %); ähnlich fällt das Ergebnis aus bei der Bewertung der Meinung „Man sollte sich Mühe geben, gutes Hochdeutsch zu sprechen“ (78 % Zustimmung). Dies zeugt nicht nur von einem grossen Normbewusstsein, sondern auch von einem grossen Normativitätsanspruch der Befragten. Für die Bestimmung von „gutem Hochdeutsch“ wurden konkret Normkonzeptualisierungen elizitiert („Was ist für Sie gutes Hochdeutsch?“). Dabei zeigt sich, dass die Normkonzeptualisierungen grob in zwei grosse Kategorien geteilt werden können: Konzeptualisierungen über sprachinhärente Merkmale und Konzeptualisierungen über Sprachnorminstanzen.¹²

¹¹ Die Studie selbst untersucht den produktiven Umgang mit Hochdeutsch und zeigt die Wichtigkeit desselben beim adressateninduzierten mündlichen Standardgebrauch mit Allochthonen auf.

¹² Vgl. zur Terminologie die normsetzenden Instanzen in Ammon (2005, S. 33–37).

Die sprachinhärente Bestimmung bezieht sich einerseits auf das Sprachsystem, indem sämtliche Sprachebenen (insbesondere Aussprache, Grammatik und Wortschatz) sowie konkrete saliente Merkmale genannt werden (wie etwa die /x/-Realisierung). Andererseits zielt die sprachinhärente Bestimmung auf Ästhetik, Wirkung und Verständlichkeit ab, indem Hochdeutsch als ästhetische(re) und ausdrucksstärkere Varietät beschrieben wird (als Schweizerdeutsch) (vgl. Giles et al. 1974). Diese Konzeptualisierungen werden meist in Form von Metaphern verbalisiert, wie etwa *harmonisch, rund, weich* (Ästhetik); *elegant, nobel, eloquent* (Wirkung); *geradlinig, präzise, prägnant* (Verständlichkeit). Hochdeutsch wird damit sprachinhärent als systematische, regelhafte, präzise Sprache, aber auch als schöne, kultivierte und klare Sprache konzeptualisiert.

Bei der Bestimmung von gutem Hochdeutsch via Sprachnorminstanzen werden einerseits Normbezeichnungen (wie *Bühnendeutsch, Schriftdeutsch*) genannt, andererseits werden verschiedene Norminstanzen angeführt. Hierzu zählen Kodizes (wie etwa der Duden), Modellschreiber/-innen (Schriftsteller/-innen) und Modellsprecher/-innen (wie etwa Nachrichtensprecher/-innen), aber auch regionale Normautoritäten.¹³ Dabei werden grossmehrheitlich Normautoritäten aus (Nord-)Deutschland genannt, mit unterschiedlich grossem Radius (Gesamtsprachraum Deutschland, einzelne Bundesländer, einzelne Städte – allen voran Hannover, oder auch einzelne Dialekte).

- (3) *Da müsste ich schon fast auf Johann Wolfgang von Goethe verweisen.* (m, 29, Logistiker; FB Projekt Studler)
- (4) *So wie sie im Literaturclub sprechen.* (m, 41, Informatik Ingenieur; FB Projekt Studler)
- (5) *Die aus Deutschland reden gutes Hochdeutsch.* (w, 19, Bekleidungsgestalterin; FB Projekt Studler)
- (6) *Das perfekteste Hochdeutsch wird im Raum Hannover gesprochen – also ist das „gutes Hochdeutsch“.* (w, 58, Redaktorin; FB Projekt Studler)

Hochdeutsch wird damit als kodifizierte und modellhafte Sprache, aber auch als Sprache der Deutschen konzeptualisiert.

¹³ Als Normautoritäten gelten insbesondere Lehrpersonen, „denen von Berufs wegen Sprachkorrekturen erlaubt oder sogar geboten sind“, grundsätzlich können aber alle, „die über genügend Macht verfügen oder dies glaubhaft machen können“ (Ammon 2005, S. 36), Normautoritäten darstellen – oder als solche wahrgenommen werden. In den vorliegenden Daten werden vorwiegend regionale Instanzen als (vermeintliche) Normautoritäten wahrgenommen.

Die Normkonzeptualisierungen von Laien vereinen mit diesen beiden Ausrichtungen die beiden konträren Hypothesen der Sprachästhetikforschung (vgl. Giles/Bourhis/Davies 1979), die *inherent value*-Hypothese, nach der eine Sprache ihr Prestige aufgrund sprachinhärenter Merkmale erlangt, und die *imposed norm*-Hypothese, nach der eine Sprache ihr Prestige aus dem sozialen und kulturell-historischen Status der Sprechergruppe, die (per Zufall) diese Sprache spricht, bezieht. Welche Auswirkungen die Normbestimmung entlang der *imposed norm*-Hypothese via (nord-)deutscher Normautoritäten für die Konzeptualisierung des Hochdeutschen hat, wird im Modell „Plurizentrität“ näher beleuchtet.

Auf die Frage „Hochdeutsch ist für mich im Vergleich zum Dialekt ...“ im Fragebogen von Oberholzer, welche Aussagen zum Modell „Norm“ ermöglicht, werden Beschreibungen aus der Kategorie „präzise(r), genau(er), exakt(er)“ am häufigsten genannt. Darüber hinaus wird Hochdeutsch als „poetisch(er)“, „verständlich(er)“, „klar(er)“ und „differenzierter“ beurteilt.

Ausserdem finden sich in den Interviews mit verschiedenen Pfarrpersonen Aussagen zur Ästhetik des Hochdeutschen, wie folgende ausgewählte Beispiele¹⁴ zeigen:

- (7) *Auf Hochdeutsch [...] ist es poetischer, ich glaube, das ist, das ist das Wort, ja, es ist poetischer. Es ist auch sinnlicher, ich finde das Hochdeutsche viel die sinnlichere Sprache, ästhetischer. [...] Ja, es ist glaub das, poetischer, sinnlicher, ästhetischer, klarer.* (m, 30–39,¹⁵ Pfarrer; INT Projekt Oberholzer)
- (8) *Ist aber eine Sprache, die ich vom Klang her Hochdeutsch extrem schön finde, also ich mache das gern, ich lese auch gern die Lesung auf Hochdeutsch, also es ist für mich so ein bisschen die Theatersprache, die Kunstsprache. Wenn schon Hochdeutsch, finde ich natürlich schönes Hochdeutsch. Also nicht die Schweizer Motzvariante. Auch von der Aussprache her, ist mir also wichtig, also ich liebe es und man kann mit diesen beiden Sachen wirklich spielen.* (w, 40–49, Pfarrerin; INT Projekt Oberholzer)

Mehrere Pfarrpersonen geben an, Hochdeutsch sehr schön zu finden. Häufig geschieht dies mit Präzisierungen, welche Art von Hochdeutsch damit gemeint ist, z. B. ein *gepflegtes* Hochdeutsch, ein *sauberes* Hochdeutsch, *Bühnendeutsch*, das Hochdeutsch, das in den Medien (*DRS 1*) oder von einer Person aus *Deutschland* gesprochen wird.

¹⁴ Die Interviews wurden im Dialekt geführt und auf Hochdeutsch möglichst dialektnah verschriftet. Für eine detaillierte Einordnung der Zitate Nr. (7), (14), (26), (38) und (40) vgl. Oberholzer (2018, S. 363, 371, 372, 393).

¹⁵ Um eine mögliche Identifizierung der Pfarrpersonen zu vermeiden, wird bei den INT-Daten lediglich die Alterskategorie angegeben, z. B. 30–39 = zum Erhebungszeitpunkt 30 bis 39 Jahre alt.

Was bei den Pfarrpersonen bezüglich des Modells „Norm“ aber fast vollständig fehlt, sind Normvorstellungen, die das sprachliche System betreffen. Erwähnt wird in einem Fall, dass Hochdeutsch ja eine Rechtschreibung hat (während im Schweizerdeutschen jeder ein bisschen schreibe, wie er wolle). Andere Aspekte sind den Pfarrer/-innen offensichtlich wichtiger.¹⁶ Sie verknüpfen das Modell (in der Fragebogenerhebung) eher allgemeiner mit „Schulsprache“ bzw. „Universitätsprache“; aber auch diese Stichworte werden nur von einzelnen genannt. Ebenfalls nicht von grosser Bedeutung scheinen Normautoritäten resp. der Verweis auf Deutschland zu sein – diese Äusserungen sind selten, wobei auch hier die Einschränkung gilt, dass das Modell „Norm“ nicht als solches abgefragt wurde.

Es zeigt sich also, dass in beiden Projekten beim Hochdeutsch-Modell „Norm“ auf sprachinhärente Merkmale wie *Präzision*, *Ästhetik*, *Wirkung* und *Verständlichkeit* verwiesen wird, sich also die Pfarrpersonen, die sich zum Modell äussern, als Teil der breiteren Deutschschweizer Bevölkerung präsentieren. Keine besonders grosse Rolle spielen offensichtlich Sprachnorminstanzen in Form von Kodizes oder Modellsprecher/-innen für Pfarrpersonen, wohingegen diese im Projekt Studler ein grösseres Gewicht haben. Hier könnte der Beruf einen Einfluss haben, sind doch Pfarrpersonen selbst, sofern sie im Gottesdienst Hochdeutsch verwenden, eine Art Modellsprecher/-innen des Hochdeutschen.

4.2 Plurizentrität

Das Modell „Plurizentrität“, das die verschiedenen Standardvarietäten im deutschsprachigen Raum als gleichberechtigt konzeptualisiert, wird im Projekt Studler durch den Umstand, dass nach wie vor in erster Linie deutsche Sprachnorminstanzen als normgebend wahrgenommen werden (vgl. Abschn. 4.1), untergraben. Auch das immer wieder kolportierte Defizienzepfinden gegenüber bundesdeutschen Sprecher/-innen (vgl. z. B. Scharloth 2005) wird thematisiert – allerdings zeigt sich hier eine Diskrepanz zwischen Fremd- und Selbsteinschätzung. Deutsche werden zwar aufgrund ihrer Hochdeutschkompetenzen mehrheitlich als gebildet und kompetent wahrgenommen (von gut der Hälfte der Befragten), und in offenen Fragen werden Minderwertigkeitskomplexe von Schweizer/-innen generell angesprochen, wie stellvertretend folgende Beispiele zeigen:

¹⁶ Dies trifft aber umgekehrt nicht auf den Dialekt zu: Gerade die Pfarrpersonen aus dem Kanton Bern erwähnen verschiedentlich die Normebene des Berndeutschen, beispielsweise die Deklination von *zwei* nach Genus (*zwee*, *zwo*, *zwoi*).

- (9) *Viele Deutschschweizer haben **Hemmungen** Hochdeutsch zu sprechen, wenn es **nicht ganz akzentfrei** ist oder meinen, wenn sie sich Mühe geben, dann **töne es überspitzt*** (w, 27, Heilpädagogin; FB Projekt Studler)
- (10) *Meiner Erfahrung nach haben viele Schweizerinnen und Schweizer **Hemmungen**, weil sie sich **gegenüber den Deutschen** (vor allem gegenüber Norddeutschen) als **weniger wortgewandt** empfinden.* (w, 41, Lehrerin; FB Projekt Studler)

Ein Unterlegenheitsgefühl in der Eigenwahrnehmung scheint hingegen kaum (resp. nur bei einem kleinen Teil der Befragten) zu bestehen: Bei der Frage, wie sich die Befragten im Gespräch mit Deutschen fühlen, drücken die vier meistgenannten Antworten positive Empfindungen aus, negative Empfindungen rangieren erst ab fünfter Stelle:¹⁷

<i>Ich finde die Unterschiede in der Sprechweise interessant.</i>	51 %
<i>Es macht mir Spass.</i>	44 %
<i>Ich fühle mich kompetent.</i>	26 %
<i>Es fällt mir gar nicht auf.</i>	25 %
<i>Ich ärgere mich, dass ich mich nicht besser ausdrücken kann.</i>	22 %
<i>Ich ärgere mich, dass ich nicht reden kann, wie mir der Schnabel gewachsen ist.</i>	21 %
<i>Es ist mir unangenehm.</i>	18 %

Auch scheinen die Befragten mehrheitlich einem plurizentrischen Konzept von Standardsprache nicht grundsätzlich abgeneigt. Die Frage, ob man beim Hochdeutschsprechen die Herkunft hören darf, wurde von einer Mehrheit bejaht (63 %). Auch einige Statements in den offenen Fragen transportieren den plurizentrischen Grundgedanken – zumindest bis zu einem gewissen Grad, bisweilen wird er auch wieder relativiert:

- (11) *Ich finde, **man darf die Herkunft** anhören. Auch die Deutschen und Österreicher haben ihre Dialekte.* (w, 57, Atemtherapeutin; FB Projekt Studler)
- (12) *Ich finde, man **darf zu seiner Herkunft stehen** und auch hören, dass man Schweizer ist. **Es sollte jedoch nicht extrem sein.*** (w, 21, Logopädie-Studentin; FB Projekt Studler)
- (13) *Leider verwechseln viele Schweizer das Hochdeutsch mit einer **künstlichen Bühnensprache**, die auch in Deutschland im Alltag als **kurios** wahrgenommen wird. Ich jedenfalls **höre die Herkunft gut und gerne heraus**, dazu braucht niemand in einem **Bundesratsdeutsch zu radebrechen.*** (m, 53, BA Designer FH/Berufsschulfachlehrer)

¹⁷ Es standen 13 Antwortmöglichkeiten plus „anderes, nämlich ...“ zur Verfügung. Es waren Mehrfachnennungen möglich, die Prozente entsprechen dem prozentualen Anteil der Befragten. Es werden nur Antworten aufgelistet, die mindestens 100 Nennungen aufweisen.

Zudem wurden bei der Bestimmung von gutem Hochdeutsch (vgl. Abschn. 4.1) über Sprachnorminstanzen bisweilen auch Schweizer Modellschreiber/-innen und Modellsprecher/-innen sowie regionale Sprachnormautoritäten aus der Schweiz genannt, und vereinzelt auch auf eine zu begrüßende Vielfalt der Varianten verwiesen.

Wie das Modell „Norm“ wurde auch das Modell „Plurizentrität“ in der Studie von Oberholzer nicht explizit abgefragt. Jedoch wurde dieses Modell von einigen Pfarrpersonen bei verschiedenen Fragen im Interview (und teils auch im Fragebogen) thematisiert: Dies hat vor allem mit der jeweiligen sprachlichen Biografie zu tun und der damit verbundenen Frage, ob die Pfarrpersonen ihr Studium vollständig in der Schweiz oder teilweise auch im deutschsprachigen Ausland absolviert haben. Andererseits ist die Präsenz vieler allochthoner Pfarrpersonen (die insbesondere im Fall der reformierten Kirche in erster Linie aus Deutschland stammen) sowie allochthoner Gottesdienstbesucher/-innen, vor allem in den Städten und Agglomerationsgebieten, in der Deutschschweiz ein weiterer, wenn auch nicht gleichgewichtiger Grund, auf diese Thematik einzugehen. Dabei zeigt sich Folgendes: Ein Bewusstsein für die Unterschiede zwischen den verschiedenen Standardvarietäten mündet nicht zwingend in einer gleichberechtigten Wahrnehmung derselben. Es lässt sich zudem kein Zusammenhang zwischen längerem (studienbedingtem) Auslandsaufenthalt in Deutschland oder Österreich und einem ausgeprägten Plurizentritätsbewusstsein *ohne* Defizitempfinden feststellen – zwar werden die Unterschiede wahrgenommen, „richtiges“ Hochdeutsch wird dennoch von einigen (ausschliesslich) mit bundesdeutschem Hochdeutsch assoziiert.

Die Gewährsperson mit dem stärksten Plurizentritätsbewusstsein im Projekt Oberholzer, ein Priester mit Studienaufenthalt in Österreich, fordert die Gleichberechtigung der Schweizer Standardvarietät jedoch vehement ein:

- (14) *Also wo ich gar kein Verständnis habe, wenn irgendwelche Leute sich lustig machen über einen Schweizer Akzent im Hochdeutschen, also das mag ich gar nicht mehr hören, weil (Pause) ich finde, das darf man hören, woher jemand kommt, und man hört es de facto auch. Und ich kann auch bei einem Deutschen sagen, woher er ungefähr kommt, wenn er anfängt zu schwatzen, ausser er hat so ein Theaterdeutsch. (Pause) Also von dem her finde ich es schön, wenn die lokale Färbung vom Hochdeutschen, wenn man die hört, wenn die zum Ausdruck kommt. Ich möchte gar nicht ein perfektes, sauberes Hochdeutsch reden.* (m, 40–49, Priester; INT Projekt Oberholzer)

Beim Vergleich der Varietäten im Fragebogen spielt das Modell „Plurizentrität“ hingegen kaum eine Rolle. Vereinzelt finden sich Hinweise auf ein Bewusstsein für die Unterschiede – häufig geknüpft an ein Defizitempfinden, teils in der Fremd-, teils auch in der Eigeneinschätzung:

- (15) *schweizerisches Hochdeutsch ist meist nicht so „hoch“.* (w, 40, Pfarrerin; FB Projekt Oberholzer)
- (16) *hat Tücken in der Aussprache (ich spreche Hochdeutsch gerne „richtig“ hochdeutsch, was mich aber wiederum entfremdet von meinen Gottesdiensthörern). „Schweizer-Hochdeutsch“ klingt manchmal komisch.* (w, 41, Pfarrerin; FB Projekt Oberholzer)
- (17) *Eine Sprache, in der ich mich hochdeutschen Muttersprachlern immer unterlegen fühle.* (m, 37, Pfarrer; FB Projekt Oberholzer)

Auf ein selbstverständlicheres Plurizentritätsbewusstsein weist folgende Antwort hin, die jedoch eine Ausnahme in den Fragebogenantworten bildet:

- (18) *Zugleich eine uneinheitliche Sprache (3–4 Varianten: schweizerisch, österreichisch, süddeutsch und norddeutsch) [...] Sprache Dürrenmatts und Frischs, Sprache für Reisen nach Deutschland* (m, 52, Pfarrer; FB Projekt Oberholzer)

Zusammenfassend zeigen die Resultate der beiden Projekte, dass gewisse Deutschschweizer/-innen sehr wohl über ein Plurizentritätsbewusstsein verfügen, teils mit, teils ohne Defizitempfinden gegenüber bundesdeutschen Sprecher/-innen. Der durchschlagende Erfolg ist dem Plurizentritätskonzept jedoch noch nicht beschieden.

4.3 Schriftlichkeit

Das Modell „Schriftlichkeit“ erweist sich für Hochdeutsch in der Schweiz als stark verankert. Dies erstaunt wenig, wenn man bedenkt, dass – wie im Konzept der medialen Diglossie beschrieben – Hochdeutsch im Wesentlichen als geschriebene Sprache fungiert. Zwar ist der Gebrauch des Dialekts in der Schriftlichkeit in der Deutschschweiz keinesfalls mehr ein grundsätzlicher Verstoss gegen pragmatische Regeln: Gerade für handy- und internetbasierte Kommunikationsformen spielt zumindest bei einer jüngeren Generation der Dialekt die wichtigere Rolle für die Schriftlichkeit als das Hochdeutsche (vgl. dazu z. B. Christen 2004, S. 82 f.; Frick 2017, S. 18–21). Ausserhalb dieser – informellen und konzeptionell mündlichen – Kontexte ist Hochdeutsch jedoch nach wie vor die dominierende Varietät für die Schriftlichkeit.¹⁸ Hochdeutsch ist nicht nur offizielle Amtssprache, sondern auch die Sprache der Printmedien sowie hauptsächliche Literatursprache.

¹⁸ Die Varietätenwahl wird demnach nicht medial, sondern konzeptionell (vgl. Koch/Österreicher 2011) gesteuert, indem „Faktoren, die etwas mit Informalität und Formalität, mit Nähe und Distanz zu tun haben“ (Haas 2004, S. 85), ausschlaggebend sind (vgl. auch Christen et al. 2010, S. 13).

Obwohl die Studie von Studler den mündlichen Gebrauch des Hochdeutschen fokussiert, wird Schriftlichkeit als wesentliches, wenn nicht konstitutives Moment von Hochdeutsch in der Schweiz von den Befragten selber ins Spiel gebracht. Auf die offene Frage nach den Gründen für die Wichtigkeit von Hochdeutschkompetenzen wird „Schriftlichkeit“ als zweithäufigster Grund (28 %) genannt. Dabei wird nicht nur darauf verwiesen, dass Hochdeutsch die Schriftsprache an sich und damit auch Amtssprache, Mediensprache und Schulsprache ist, sondern auch die Wichtigkeit von schriftlichen Hochdeutschkompetenzen herausgestrichen – die Antworten beschränken sich dabei nicht auf rezeptive, sondern erstrecken sich auch auf produktive Kompetenzen.

- (19) *Weil es unsere geschriebene Sprache ist.* (w, 75, Korrektorin; FB Projekt Studler)
- (20) *weil es die geschriebene Sprache ist, die in Büchern, Zeitungen, Beschriftungen, Infotafeln etc. Verwendung findet.* (w, 20, Kantonsschülerin; FB Projekt Studler)
- (21) *Man benötigt das Hochdeutsch für das Verfassen von Texten, Briefen, Arbeiten etc.* (w, 20, Pflegefachfrau; FB Projekt Studler)
- (22) *In der Schule ist Hochdeutsch die Basis, um Schreiben und Lesen zu lernen. Daher sehr elementar.* (w, 28, Wiss. Mitarbeiterin Bildungsforschung; FB Projekt Studler)

Zusätzlich zur rationalen Notwendigkeit wird auf das literarische Kulturerbe referiert und Hochdeutsch via Schriftsprache auch als kulturelle Identität gesehen.

- (23) *Teilhabe an einer übernationalen Kultur, die an die deutsche Sprache gebunden ist; Hochdeutsch als Standard- und Schriftsprache.* (w, 37, Mittelschullehrerin; FB Projekt Studler)
- (24) *Wir gehören zur deutschsprachigen Kultur; unsere Literatur ist mehrheitlich Hochdeutsch geschrieben.* (m, 74, Pfarrer; FB Projekt Studler)
- (25) *Primär meine kulturelle Identität. Sie ist keine schweizerische, sondern eine der deutschen Sprache. D. h. Literatur gilt mir mehr als Politik und Geographie.* (m, 61, Lehrer; FB Projekt Studler)

In der Studie von Oberholzer ist das Modell „Schriftlichkeit“ von eminenter Bedeutung, was mit dem Fokus auf die spezifische Berufsgruppe Pfarrpersonen, deren zentrales Arbeitswerkzeug die Sprache ist, zusammenhängt. Die Relevanz zeigt sich einerseits beim Vergleich der beiden Varietäten, wo die Kategorien „Schriftsprache“ (22,9 %), „Literatursprache, Poesiesprache“ (11,9 %) sowie „Lesesprache, Sprache der Bücher“ (6,0 %) die zweit-, dritt- bzw. zehnthäufigste sind (vgl. Oberholzer 2018, S. 350).

Andererseits ist das Primat des Hochdeutschen für die Schriftlichkeit auch in den Interviews mit den Pfarrpersonen klar erkennbar, auch bei denjenigen, die für den eigenen Gottesdienst (für die frei formulierten Passagen) den Dialekt dezidiert bevorzugen:¹⁹

- (26) *Und beim Hochdeutschen, aber ich schreibe lieber Hochdeutsch. Also Berndeutsch schreiben ist, ich habe auch halt irgendwie gern, ich habe gerne klare Regeln und alles, das gibt es im Berndeutschen nicht [...] Hochdeutsch ist für mich, wenn es um das geschriebene Wort geht, ist mir näher, also habe ich lieber, weil ich halt auch so lese.* (m, 30–39, Pfarrperson; INT Projekt Oberholzer)

Bei der Frage, welche Rolle Hochdeutsch in der Schweiz spielen soll, wird „Schriftlichkeit“ in verschiedenen Facetten häufig genannt: Die Rolle als „schriftliche Sprache“ wird von elf der interviewten Pfarrer/-innen erwähnt. Daneben ist den Pfarrpersonen Hochdeutsch in der Schweiz u. a. die „für alle verständliche Varietät in der Schweiz“, „gemeinsame Sprache des deutschen Sprachraums/Literatur“ und auch als „Sprache der Medien“ wichtig.

In der Gottesdienstvorbereitung spielt Hochdeutsch selbst dann eine wichtige Rolle, wenn die Predigt bzw. der Gottesdienst (mehrheitlich) im Dialekt gehalten wird (vgl. dazu Oberholzer 2018, S. 391 f.). Dies bestätigen auch die Zahlen aus der Fragebogenerhebung: Bei den Pfarrpersonen, die im Dialekt predigen, wählt die Mehrheit dennoch Hochdeutsch für die schriftliche Vorlage (vgl. Oberholzer 2018, S. 303 f.).

Die zentrale Rolle der Standardvarietät für die Schriftlichkeit zeigt sich schliesslich auch bei der intendierten Benutzung und der Beurteilung der Dialektvorlagen (Lieder, Bibelfassungen, Liturgien) für Gottesdienste: Diese spielen nämlich nur eine marginale Rolle für Deutschschweizer Pfarrpersonen.²⁰

Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass das Hochdeutsch-Modell „Schriftlichkeit“ bei den Gewährspersonen beider Projekte von zentraler Bedeutung ist. Die Vorrangstellung des Hochdeutschen für die Schriftlichkeit in der Deutschschweiz wird hier durch die zahlreichen Einstellungsäusserungen deutlich. Gleichzeitig zeigt sich – zumindest bei gewissen Gewährspersonen – ein Zugehörigkeitsgefühl zu einem gemeinsamen Kultur- und Sprachraum,

¹⁹ Zusätzlich zeugt der Einsatz von Code-Switchings ins Standarddeutsche während Dialektpassagen in Gottesdiensten, um aus der Schriftlichkeit zu zitieren bzw. Texte vorzulesen, von der Bedeutung von Hochdeutsch als Varietät der Schriftlichkeit für die Pfarrpersonen (vgl. dazu ausführlich Oberholzer 2018, S. 256, 270, 272).

²⁰ Dies ist aber auch auf die beschränkte Verfügbarkeit solcher Vorlagen und die Dialektvielfalt in der Deutschschweiz zurückzuführen. Vgl. hierzu ausführlich Oberholzer (2014, 2015, 2018, S. 124–137, 306–319).

das vorrangig der schriftlichen Verwendung des Hochdeutschen zugeschrieben wird.

4.4 Mündlichkeit

Das Modell „Mündlichkeit“ wird in der Schweiz traditionell mit einem rezeptiven Umgang, insbesondere über die Medien, und produktiv mit von Distanz geprägten Situationen, wie z. B. in der Schule, assoziiert (vgl. z. B. Werlen 1998; Sieber 2013). Auch Christen et al. (2010, S. 13 f.) gehen davon aus, dass der sogenannte „situationsinduzierte Standardgebrauch“, also der Gebrauch von Standarddeutsch in der Mündlichkeit für „Gebrauchskontexte [...], die sich durch hohe Formalität und Distanz auszeichnen oder für welche die Standardsprache institutionalisiert ist“, jene Verwendung von Standarddeutsch ist, die

aus der Perspektive der Sprechergemeinschaft prominent ins Bewusstsein kommt, wenn es um die Präsenz der gesprochenen Standardsprache im Deutschschweizer Sprachleben geht. Es handelt sich um einen Gebrauch der Standardsprache, mit dem die gesamte Deutschschweizer Bevölkerung *selbstverständlichen rezeptiven* Umgang hat, in deren *Produktion* aber *nur ein geringer Teil* involviert ist. (ebd., Hervorh. S. O./R. S.)

Unter anderem dieser Umstand führt zur häufig geäußerten Meinung, Deutschschweizer/-innen sprächen nicht gerne Hochdeutsch (vgl. z. B. Scharloth 2005, S. 242).

Auch in Studlers Befragung wurde der Meinung „Deutschschweizer/-innen sprechen nicht gerne Hochdeutsch“ von einer Mehrheit zugestimmt (76 %). Allerdings handelt es sich dabei um eine Fremdeinschätzung, in der Selbsteinschätzung gilt dies nur bedingt. In der Selbsteinschätzung geben die Befragten nicht nur an, gut bis sehr gut Hochdeutsch sprechen zu können (88 %), eine Mehrheit (60 %) bejaht auch die Frage „Sprechen Sie gerne Hochdeutsch? Macht es Ihnen Spass?“. Dies deutet darauf hin, dass eine Mehrheit der Befragten insgesamt einen unverkrampfteren Umgang mit dem produktiven mündlichen Hochdeutschen haben, als bisher vermutet. Eine mögliche Ursache hierfür mag in den Veränderungen im privaten und beruflichen Alltag liegen – so scheint ein positiver Globalisierungseffekt vorzuliegen, indem Hochdeutsch vermehrt sowohl zum privaten als auch beruflichen Alltag gehört und damit verstärkt als lebendige Alltagssprache konzeptualisiert wird.

Dass die Wichtigkeit von Hochdeutschkompetenzen stark ausgeprägt ist, liegt neben der Schriftlichkeit demnach auch in der Mündlichkeit begründet – und widerlegt die Sicht, dass Hochdeutsch gemäss der medialen Diglossie allein die schriftliche Varietät darstellt. Wie im Modell „Schriftlichkeit“ bezie-

hen sich die Antworten nicht nur auf den rezeptiven, sondern auch auf den produktiven Gebrauch des Hochdeutschen, wie stellvertretend folgendes Beispiel zeigt.

- (27) *Viele offizielle Ansprachen und die Medien sind auf Hochdeutsch, deshalb finde ich es wichtig, dass man es sicherlich versteht und dann auch sprechen kann.* (w, 19, Kantonsschülerin; FB Projekt Studler)

Für die Wichtigkeit von Hochdeutschkompetenzen wird die Kommunikation mit Dialektunkundigen allgemein mit 29 % am häufigsten und die Kommunikation mit Deutschen und Österreicher/-innen im Speziellen (und damit auch der gesamtdeutsche Sprach- und Kulturraum) mit 24 % am dritthäufigsten genannt. Wie das letzte Beispiel zeigt, wird der Hochdeutschgebrauch neben der weitreichenderen Verständigung mit Dialektunkundigen auch als Akt der Höflichkeit gewertet.

- (28) *für internationale Kontakte und Kontakte mit Romands absolut wichtig* (m, 75, Dr. rer. pol.; FB Projekt Studler)
- (29) *Hochdeutsch ist die gemeinsame Sprache des deutschen Kulturraums – und auch Deutsche und Österreicher machen sich die „Mühe“, Hochdeutsch zu sprechen.* (m, 33, Berufsschullehrer; FB Projekt Studler)
- (30) *Der Alltag konfrontiert mich mit sehr vielen Deutschen, die (noch) kein Schweizerdeutsch verstehen, resp. anderen fremdsprachigen Personen, sodass es für alle Beteiligten einfach ist, wenn ich Hochdeutsch spreche. Zudem erachte ich es auch als Zeichen der Höflichkeit, wenn man sich bemüht, dass das Gegenüber mich versteht.* (m, 28, Informatiker; FB Projekt Studler)

Für die Pfarrpersonen im Projekt Oberholzer spielt Hochdeutsch als mündliche Sprachform eine prominente Rolle, da sie in ihrem Berufsalltag – nicht zuletzt in Gottesdiensten bzw. einige Pfarrpersonen vor allem in Gottesdiensten – teils häufig Hochdeutsch sprechen.²¹ Während das Modell „Mündlichkeit“ beim Vergleich der Varietäten keine besondere Rolle spielt (ausser man interpretiert die Nennungen „verständlich(er), Verständigungsmittel“ (8,8 %) als Beispiel für dieses Modell), können Aussagen zur Relevanz des Modells aufgrund der Frage, wann Hochdeutsch mündlich verwendet wird, getroffen werden. Von den befragten 24 reformierten Pfarrer/-innen geben 16 an, mit Deutschen und/oder in Deutschland Hochdeutsch zu sprechen. Sechs von ihnen erwähnen zusätzlich Allochthone allgemein, fünf erwähnen nur Allochthone (und Deutsche nicht explizit). Neun Personen erwähnen bei

²¹ Für die Bedeutung des Modells „Mündlichkeit“ im Kontext Gottesdienst und den tatsächlichen Hochdeutschgebrauch sei auf Oberholzer (2018, S. 274–301, 221–273) verwiesen.

dieser Frage Gottesdienste. Offenbar verbinden die Pfarrpersonen also mit dem Modell „Mündlichkeit“ in erster Linie die Kommunikation mit Deutschen bzw. Allochthonen.

- (31) *Ja, wenn ich mit Leuten rede, die aus Deutschland kommen und sich mehr oder weniger krampfhaft bemühen, Schweizerdeutsch zu reden und sie behaupten, äh sie verstehen und sie beherrschen Schweizerdeutsch, aber ich merke, dann rede ich sofort Hochdeutsch mit ihnen und denke, ich komme ihnen dadurch auch ein bisschen entgegen* (m, ≥ 60, Pfarrer; INT Projekt Oberholzer)

Zudem werden von einzelnen Pfarrer/-innen Reden und Vorträge für den mündlichen Hochdeutschgebrauch angeführt. Einige Pfarrpersonen erwähnen hier zwei Aspekte zusätzlich: dass sie auch dann Hochdeutsch mit Deutschen sprechen, wenn das Gegenüber sagt, Schweizerdeutsch verstehen zu können, weil der Wechsel quasi „automatisch“ erfolgt, und dass es Deutsche oder Allochthone gibt, die sagen, dass sie den Dialekt verstehen, es sich aber irgendwann herausstellt, dass dem eben nicht so ist.

Das Modell „Mündlichkeit“ ist demnach für die Gewährspersonen beider Projekte von Bedeutung. Einerseits fühlen sich die Befragten über das Hochdeutsche dem gemeinsamen deutschen Sprach- und Kulturraum zugehörig. Andererseits spielt der Kontakt mit allochthonen Personen (Schweizer/-innen und ausländischen Staatsbürger/-innen) für die tendenziell positiven Einstellungen eine wichtige Rolle: Es wird als Notwendigkeit und – zumindest teilweise – gleichzeitig als Gebot der Höflichkeit empfunden, mit Personen, die keinen Deutschschweizer Dialekt sprechen bzw. verstehen, Hochdeutsch zu sprechen. Die Zuwanderung von Personen aus Deutschland bzw. anderen Ländern in die Schweiz hat die auffallend positive Ausprägung der Einstellungen dieses Modell betreffend wohl beeinflusst.

Zwei weitere Aspekte der Mündlichkeit, die sich in den beiden Projekten unabhängig voneinander ergeben haben, werden nun im Folgenden als Teilmotive dieses Hochdeutsch-Modells diskutiert.

4.4.1 Gottesdienst-/Predigtsprache

Hochdeutsch spielt für Pfarrpersonen als Predigt- und Gottesdienstsprache eine wichtige Rolle. Daher wurde im Projekt Oberholzer explizit nach den spezifischen Leistungen von Hochdeutsch (und Dialekt) in diesem Kontext gefragt. Es zeigt sich, dass die beim Vergleich der Varietäten geäußerten (meist stereotypen) Bewertungen häufig mit den Einstellungsäußerungen zum Modell „Predigt-/Gottesdienstsprache“ übereinstimmen: Für acht Personen besteht die Leistung des Hochdeutschen in der höheren Präzision sowie der Möglichkeit, sich „besser/geschliffener“ auszudrücken. Sechs Personen beurteilen Hochdeutsch als „poetischer/sinnlicher/ästhetischer“, vier Perso-

nen als „differenzierter“. Die Möglichkeit, sich in die Tradition zu stellen, erwähnen drei Personen.

- (32) *Ich denke jetzt gerade an gewisse Gebete aus Büchern, Liturgiebüchern, die ein bisschen, eine gewisse Poesie haben. Manchmal schreibe ich auch selber ein Gebet. Poetisch, also wiederkehrende Sachen sind oder wo ich Bilder aufnehme, geht viel besser auf Schriftdeutsch. [...] Und wenn ich das würde jetzt auf Mundart umsetzen, das geht nicht, also ich müsste ein neues Gedicht schreiben, das wäre ganz anders. Du kannst Poesie nicht übersetzen.* (m, 40–49, Pfarrer; INT Projekt Oberholzer)
- (33) *Die Leistung vom Hochdeutschen ist eine Art das Kennzeichen, dass das jetzt ein Bibeltext ist, also das finde ich eine Art eben noch cool, dass wir das können. Mundart ist das, was ich sage, was von mir kommt und Hochdeutsch ist dann das, was von fremd kommt. Diese Unterscheidung schätze ich noch, dass es wie klar ist für die Leute.* (m, 40–49, Pfarrer; INT Projekt Oberholzer)

4.4.2 Diglossie

Der Umstand, dass Hochdeutsch im privaten und beruflichen Alltag vermehrt und damit selbstverständlicher eingesetzt wird, kann wie gezeigt im Modell „Mündlichkeit“ zu einer Konzeptualisierung des Hochdeutschen als lebendige Alltagssprache führen. Gleichzeitig legen die Daten im Projekt Studler offen, dass dieser Wandel registriert und bewertet wird. Dass Hochdeutsch in Kontexten verwendet wird, die nach diglossischer Verteilung zur Domäne des Schweizerdeutschen gehören (wie z. B. der informelle mündliche Austausch im Beruf oder der Einsatz des Hochdeutschen im Kindergarten), kann als Bedrohung wahrgenommen werden – nicht nur für das Schweizerdeutsche, sondern auch für die Schweizer Identität. Dies kommt in den Antworten zur Frage „Finden Sie es wichtig, dass es Menschen gibt, die sich mit Sprachen und Dialekten beschäftigen?“ zum Ausdruck: Die Befragten nennen als einen der herausragenden Gründe die Sprach- und Dialektkultivierung; sie bedauern dabei die Ausdehnung des Hochdeutschen und fürchten den damit zusammenhängenden (vermeintlichen) Dialektschwund und in einem weiteren Schritt den Kultur- und Identitätsverlust.

- (34) *Dialekte gehen leider rasant verloren. Spätestens in ein, zwei Generationen wird der grosse schweizerdeutsche Wortschatz verloren sein. Viele Leute kennen ganz normale Wörter (z. B. Anke, Weihfäcke (Soiblueme), etc.) nicht mehr. Es werden Begriffe aus dem Deutschen oder Englischen verwendet, da das Mundartwort nicht bekannt ist.* (m, 48, Ingenieur; FB Projekt Studler)
- (35) *ich finde es sehr wichtig, dass der Schweizerdialekt weiter gepflegt wird und nicht alles in die Standardsprache gewechselt wird.* (m, 46, Berufsschullehrer; FB Projekt Studler)

- (36) *Der Dialekt ist ein wichtiger Teil unserer Kultur, wenn dieser ausstirbt, stirbt auch ein Teil von uns. Die Diskussion „Hochdeutsch in Kindergärten“ finde ich ein klares Bekenntnis zur Abkehr der gesunden Dialektdiversivität in der Schweiz (m, 44, Lehrperson; FB Projekt Studler)*

Ein Teil dieser Befürchtungen wird auch von einigen Pfarrpersonen geteilt:

- (37) *Ich merke aber jetzt vermehrt, dass ich handkehrum Mühe damit hab, dass meine eigenen Kinder eine **total verhunzte Mundart** heim bringen. Das habe ich ja schon einmal erzählt, als zum Beispiel und zwar **nicht auf den Sprachschatz beschränkt sind, sondern auf die Grammatik übergreift**, [...] da merke ich einfach mehr, dass sie sagen „Pferd“ statt „Ross“, [...] ich denke, **das hat damit zu tun, dass schon im Kindergarten das Hochdeutsch schon so extrem gefördert und eigentlich ja schon Standardsprache ist in den Kindergärten**, oder je nach Schultyp, dass sie **eigentlich sehr gut und schnell und relativ locker Hochdeutsch reden können** mittlerweile. (w, 40–49, Pfarrerin; INT Projekt Oberholzer)*

Der Sprachwandel wird zwar bedauert, aber als natürliche Entwicklung akzeptiert:

- (38) *Ich finde, es hat **genug Orte, wo das Schweizerdeutsche stark** ist. Da müssen wir nicht noch, das muss man nicht weiss nicht wie fördern, also was man (Pause) **was ich schade finde, wenn diese Dialekte verloren gehen, aber das ist vermutlich gar nicht zu verhindern mit dieser Mobilität**, aber ich finde es schade, ich finde es wunderbar, wenn man hört, woher jemand kommt. (m, 40–49, Priester; INT Projekt Oberholzer)*

Die (vermeintliche) Bedrohung wird zudem – in beiden Projekten – teilweise auch relativiert resp. wird darauf verwiesen, dass für eine weitreichende Verständigung im deutschsprachigen Raum und generell mit allochthonen Gesprächspartner/-innen keine Abkapselung via Dialekt stattfinden sollte:

- (39) *Viele Deutschschweizer haben Hemmungen Hochdeutsch zu sprechen, wenn es nicht ganz akzentfrei ist oder meinen, wenn sie sich Mühe geben, dann töne es überspitzt. Darum lassen sie es einfach bleiben und **sprechen auch mit Deutschen oder Ausländern konsequent schweizerdeutsch**. Ich finde dies **ignorant**. Vorschläge wie „Hochdeutsch im Kindergarten“ werden abgelehnt, mit der Begründung „Die Schweiz verliert, wenn im Kindergarten nicht mehr Schweizerdeutsch gesprochen wird, ein Kulturgut“. Solche Aussagen halte ich für „**Panikmacherei**“ und **total unbegründet**. (w, 27, Heilpädagogin; FB Projekt Studler)*
- (40) *Also ich finde es wichtig, dass jeder Deutschschweizer **einigermaßen Hochdeutsch reden kann**. [...] ich finde, also, **das müssen wir können, sonst werden wir absolut provinziell**. (m, 40–49, Priester; INT Projekt Oberholzer)*

5. Fazit

Im vorliegenden Beitrag wurden die Resultate zweier Projekte verglichen, die im Kern denselben Forschungsgegenstand haben: aktuelle Einstellungen zu Schweizerdeutsch und Hochdeutsch in der Deutschschweiz. Die beiden Projekte haben hierfür ähnliche Methoden angewandt (direkte Methoden der Laienlinguistik mit quantitativen und qualitativen Daten), in der Stichprobe unterscheiden sie sich hingegen stark – ein homogenes Sample von Pfarrpersonen auf der einen Seite, ein bezüglich *Beruf* und *Bildung* heterogenes Sample auf der anderen Seite.

Ein Vergleich der Daten hat gezeigt, dass ein Zusammenspiel verschiedener Faktoren die Einstellungen der Deutschschweizer/-innen beeinflusst, darunter sprachbiografische (z. B. Auslandsaufenthalte) und sprachgebrauchsabhängige (z. B. häufiger Kontakt zu Allochthonen im Alltag). Dabei kommt ein breites Spektrum an Einstellungen zutage, die inter-, aber oft auch intraindividuell sehr vielschichtig sind. In beiden Projekten bilden die Personen mit generell negativen bzw. generell positiven Einstellungen zu Hochdeutsch die Minderheit: Die Mehrheit der Befragten äussert gemischte Einstellungen zu dieser Sprachform. Solch gemischte Einstellungen stellen offensichtlich den Normalfall dar und können durch die Annahme unterschiedlicher mentaler Hochdeutsch-Modelle erklärt werden.

Die Analyse der Daten anhand dieser Modelle hat gezeigt, dass die Unterschiede zwischen den beiden Projekten weniger gross sind als vermutet, dass also viele Gemeinsamkeiten bestehen, und die Befragten beider Projekte eine differenzierte, vielschichtige Konzeptualisierung des Hochdeutschen vornehmen.

Zu den wichtigsten Ergebnissen zählt, dass Hochdeutsch generell positiver bewertet wird als bisher kolportiert: Hochdeutsch wird in beiden Projekten über sprachinhärente Merkmale als schöne, ästhetische, strukturierte, elaborierte, präzise, verständliche Sprache beschrieben. Als schriftliche Varietät ist Hochdeutsch für die Befragten – trotz des Vordringens des Dialekts in die schriftliche Domäne für informelle und konzeptionell mündliche Kontexte – nach wie vor von grosser Bedeutung; Hochdeutsch bleibt nicht nur rezeptiv (als Lesesprache), sondern auch produktiv (als Schreibsprache) für die Befragten zentral. Teilweise ist auch durchaus ein Plurizentritätsbewusstsein vorhanden – obwohl bisweilen das immer wieder vorgebrachte Defizienzempfinden gegenüber dem bundesdeutschen Hochdeutsch bzw. gegenüber den Deutschen thematisiert wird. Dieses Bewusstsein wird sich durch den sich wandelnden privaten und beruflichen Alltag in den nächsten Jahren oder Jahrzehnten, so ist zu vermuten, eher verstärken. Allerdings wirkt dieser Entwicklung entgegen, dass das Schweizerdeutsche als starker Identifikations-

und Identitätsfaktor verteidigt wird und Hochdeutsch dementsprechend teilweise als (diffuse) Bedrohung wahrgenommen wird. Auf der anderen Seite wird Hochdeutsch in der Mündlichkeit – und dies ist eine zentrale Erkenntnis der beiden Untersuchungen – auch produktiv zumindest von einem Teil der Befragten als eine Art lebendige Alltagssprache konzeptualisiert: Die veränderten gesellschaftlichen Rahmenbedingungen (Zuwanderung allochthoner Personen, insbesondere auch aus Deutschland) bringen eine Veränderung der Einstellungen (und des Sprachgebrauchs) mit sich. Für viele der Befragten beider Projekte ist Hochdeutsch die natürliche (und selbstverständliche) Kommunikationssprache mit Allochthonen (im In- und Ausland). Für die Pfarrpersonen ist Hochdeutsch als mündliche Sprachform ein fester Bestandteil ihres Berufslebens; gerade die Möglichkeit, neben dem Dialekt auch Hochdeutsch als gesprochene Varietät zu verwenden, bietet ihnen einen größeren sprachlichen Gestaltungsspielraum. Darüber hinaus identifiziert sich zumindest ein Teil der Deutschschweizer/-innen über das Hochdeutsche als Literatur- und Kultursprache mit dem benachbarten deutschsprachigen Kulturraum.

Literatur

- Ammon, Ulrich (2005): Standard und Variation. Norm, Autorität, Legitimation. In: Eichinger, Ludwig/Kallmeyer, Werner (Hg.): Standardvariation. Wie viel Variation trägt die deutsche Sprache? (= Jahrbuch des Instituts für Deutsche Sprache 2004). Berlin/New York: De Gruyter, S. 28–40.
- Ammon, Ulrich/Bickel, Hans/Lenz, Alexandra N. (Hg.) (2016): Variantenwörterbuch des Deutschen. Die Standardsprache in Österreich, der Schweiz, Deutschland, Liechtenstein, Luxemburg, Ostbelgien und Südtirol sowie Rumänien, Namibia und Mennonitensiedlungen. 2., völlig neu bearb. u. erw. Aufl. Berlin/Boston: De Gruyter.
- Christen, Helen (2004): Dialekt-Schreiben oder sorry ech hassä Text schribä. In: Glaser, Elvira et al. (Hg.): Alemannisch im Sprachvergleich. Beiträge zur 14. Arbeitstagung zur alemannischen Dialektologie in Männedorf (Zürich) vom 16.–18.9.2002. (= Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik, Beihefte 129). Stuttgart: Steiner, S. 71–85.
- Christen, Helen/Guntern, Manuela/Howe, Ingrid/Petkova, Marina (2010): Hochdeutsch in aller Munde. Eine empirische Untersuchung zur gesprochenen Standardsprache in der Deutschschweiz. (= Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik, Beihefte 140). Stuttgart: Steiner.
- Ferguson, Charles A. (1959): Diglossia. In: *Word* 15, S. 325–340.
- Frick, Karina (2017): Elliptische Strukturen in SMS. Eine korpusbasierte Untersuchung des Schweizerdeutschen. (= Empirische Linguistik 7). Berlin/Boston: De Gruyter Mouton.
- Giles, Howard/Bourhis, Richard/Davies, Ann (1979): Prestige speech styles: the imposed norm and inherent value hypotheses. In: McCormack, William C./Wurm

- Stephen A. (Hg.): *Language and society. Anthropological issues.* Den Haag/Paris/New York: De Gruyter Mouton, S. 589–596.
- Giles, Howard/Bourhis, Richard/Lewis, Alan/Trudgill, Peter (1974): *The imposed norm hypothesis. A validation.* In: *Quarterly Journal of Speech* 60, 4, S. 405–410.
- Haas, Walter (2004): *Die Sprachsituation der deutschen Schweiz und das Konzept der Diglossie.* In: Christen, Helen (Hg.): *Dialekt, Regiolekt und Standardsprache im sozialen und zeitlichen Raum. Beiträge zum 1. Kongress der Internationalen Gesellschaft für Dialektologie des Deutschen, Marburg/Lahn, 5.–8. März 2003.* Wien: Ed. Praesens, S. 81–110.
- Häcki Buhofer, Annelies/Studer, Thomas (1993): *Zur Entwicklung von Sprachdifferenzbewusstsein und Einstellung zu den beiden Varianten des Deutschen in der deutschen Schweiz.* In: Werlen, Iwar (Hg.): *Schweizer Soziolinguistik – Soziolinguistik der Schweiz.* (= *Bulletin de la Commission Interuniversitaire Suisse de Linguistique Appliquée* 58). Neuenburg: Institut de linguistique de l'Université de Neuchâtel: Institut de linguistique de l'Université de Neuchâtel, S. 179–200.
- Koch, Peter/Österreicher, Wulf (2011): *Gesprochene Sprache in der Romania.* Französisch, Italienisch, Spanisch. 2., aktual. und erw. Aufl. (= *Romanistische Arbeitshefte* 31). Berlin/Boston: De Gruyter.
- Kolde, Gottfried (1981): *Sprachkontakt in gemischtsprachigen Städten. Vergleichende Untersuchungen über Voraussetzungen und Formen sprachlicher Interaktion verschiedensprachiger Jugendlicher in den Schweizer Städten Biel/Bienne und Fribourg/Freiburg i.Ue.* (= *Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik, Beihefte* 37). Wiesbaden: Steiner.
- Lenz, Alexandra N. (2003): *Struktur und Dynamik des Substandards. Eine Studie zum Westmitteldeutschen (Wittlich/Eifel).* (= *Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik, Beihefte* 125). Stuttgart: Steiner.
- Niedzielski, Nancy A./Preston, Dennis R. (2000): *Folk linguistics.* (= *Trends in Linguistics: Studies and Monographs* 122). Berlin/New York: De Gruyter Mouton.
- Oberholzer, Susanne (2014): *Dialektbibelübersetzungen in der Deutschschweiz: von ihrer Bedeutung und Nutzung.* In: Friebe, Elisabeth/Kanz, Ulrich/Zehetner, Ludwig (Hg.): *Dialekt und Religion. Beiträge zum 5. dialektologischen Symposium im Bayerischen Wald, Walderbach, Juni 2012.* (= *Regensburger Dialektforum* 20). Regensburg: Ed. Vulpes, S. 95–120.
- Oberholzer, Susanne (2015): *Varietätenvielfalt – eine Herausforderung für Pfarrpersonen in der Deutschschweiz.* In: Elmentaler, Michael/Hundt, Markus/Schmidt, Jürgen Erich (Hg.): *Deutsche Dialekte. Konzepte, Probleme, Handlungsfelder. Akten des 4. Kongresses der Internationalen Gesellschaft für Dialektologie des Deutschen (IGDD) in Kiel.* (= *Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik, Beihefte* 158). Stuttgart: Steiner, S. 341–358.
- Oberholzer, Susanne (2018): *Zwischen Standarddeutsch und Dialekt. Untersuchung zu Sprachgebrauch und Spracheinstellungen von Pfarrpersonen in der Deutschschweiz.* (= *Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik, Beihefte* 173). Stuttgart: Steiner.

- Preston, Dennis R. (2004): Language with an attitude. In: Chambers, John K./Trudgill, Peter/Schilling-Estes, Natalie (Hg.): The handbook of language variation and change. Oxford/Malden: Wiley-Blackwell, S. 39–66.
- Scharloth, Joachim (2005): Zwischen Fremdsprache und nationaler Varietät. Untersuchungen zum Plurizentritätsbewusstsein der Deutschschweizer. In: Muhr, Rudolf (Hg.): Standardvariationen und Sprachideologien in verschiedenen Sprachkulturen der Welt/Standard variations and language ideologies in different language cultures around the world. (= Österreichisches Deutsch 4). Frankfurt a. M.: Lang, S. 21–44.
- Schläpfer, Robert/Gutzwiller, Jürg/Schmid, Beat (1991): Das Spannungsfeld zwischen Mundart und Standardsprache in der deutschen Schweiz. Spracheinstellungen junger Deutsch- und Welschschweizer. Eine Auswertung der Pädagogischen Rekrutenprüfungen 1985. (= Pädagogische Rekrutenprüfungen 12). Aarau/Frankfurt a. M.: Sauerländer.
- Schmidlin, Regula (2011): Die Vielfalt des Deutschen: Standard und Variation. Gebrauch, Einschätzung und Kodifizierung einer plurizentrischen Sprache. (= Studia Linguistica Germanica 106). Berlin/Boston: De Gruyter.
- Sieber, Peter (2010): Deutsch in der Schweiz: Standard, regionale und dialektale Variation. In: Krumm, Hans-Jürgen/Fandrych, Christian/Hufeisen, Britta/Riemer, Claudia (Hg.): Deutsch als Fremd- und Zweitsprache. Ein internationales Handbuch. 1. Halbbd. (= Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft (HSK) 35.1). Berlin/New York: De Gruyter Mouton, S. 372–385.
- Sieber, Peter (2013): Probleme und Chancen der Diglossie – Einstellungen zu Mundarten und Hochdeutsch in der Deutschschweiz. In: Eriksson, Brigit/Luginbühl, Martin/Tuor, Nadine (Hg.): Sprechen und zuhören – gefragte Kompetenzen? Überzeugungen zu Mündlichkeit in Schule und Beruf. (= Mündlichkeit 2). Bern: Hep, S. 106–136.
- Sieber, Peter/Sitta, Horst (1986): Mundart und Standardsprache als Problem der Schule. (= Sprachlandschaft 3). Aarau/Frankfurt a. M./Salzburg: Sauerländer.
- Studler, Rebekka (2014): „Einige Antworten habe ich *contre coeur* so angekreuzt“. Zur Relevanz offener Fragen in Fragebogenstudien zu Spracheinstellungen. In: Cuonaz, Christina/Studler, Rebekka (Hg.): Sprechen über Sprache. Perspektiven und neue Methoden der linguistischen Spracheinstellungsforschung. (= Stauffenburg Linguistik 81). Tübingen: Stauffenburg, S. 169–204.
- Studler, Rebekka (2017a): Diglossia and bilingualism. High German in German-speaking Switzerland from a folk linguistic perspective. In: Revue transatlantique d'études suisses 6–7, S. 39–57.
- Studler, Rebekka (2017b): Räume und Grenzen in der Laienmetasprache. Eine Metaphernanalyse zu Sprache und Sprecher. In: Linguistik Online 85, 6, S. 275–303.
- Studler, Rebekka (2017c): Cognitive cultural models at work. The case of German-speaking Switzerland. In: Hartmann, Stefan (Hg.): Yearbook of the German cognitive linguistics association. Bd. 5. Berlin/Boston: De Gruyter Mouton, S. 93–106.
- Studler, Rebekka (2019): Ambivalente Spracheinstellungen und was dahintersteckt: Mentale Modelle im diglossischen und plurizentrischen Kontext der Deutsch-

schweiz. In: Bülow, Lars/Fischer, Ann Kathrin/Herbert, Kristina (Hg.): Dimensions of linguistic space: variation – multilingualism – conceptualisations/Dimensionen des sprachlichen Raums: Variation – Mehrsprachigkeit – Konzeptualisierung. (= Schriften zur deutschen Sprache in Österreich 45). Berlin/Bern/Brüssel: Lang, S. 407–427.

Studler, Rebekka (i. Vorb.): Zur Genese von Spracheinstellungen am Beispiel des Hochdeutschen und Schweizerdeutschen in der Deutschschweiz.

Tophinke, Doris/Ziegler, Evelyn (2006): „Aber bitte im Kontext!“ Neue Perspektiven der dialektologischen Einstellungsforschung. In: Voeste, Anja/Gessinger, Joachim (Hg.): Dialekt im Wandel: Perspektiven einer neuen Dialektologie. (= Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie 71). Duisburg: Red OBST, S. 205–224.

Werlen, Iwar (1998): Mediale Diglossie oder asymmetrische Zweisprachigkeit? Mundart und Hochsprache in der deutschen Schweiz. In: *Babylonia* 1, S. 22–35.